In freier Stunde

❖ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt" ❖

Nr. 222 Posen, den 27. September 1929 3. Jahrg.



(1[illegible] (Nachdruck verboten.)

Dann führte sie Trautlieb zu dem Ecksofa und zog sie an ihre Seite. „Jetzt reden Sie ganz offen mit mir, Fräulein Trautlieb. Herr von Kerst hat vorläufig im Nebenzimmer noch einen wichtigen Brief zu schreiben. Sind wir mit einander im reinen, wollen wir ihn schon rufen."

Um den vollen roten Mund und das feine, kecke Stumpfnäschen lief ein Beben. In den großen, leidenschaftlichen Augen schossen die Tränen hoch. „Sie müssen mich ja verachten, wenn Sie erst alles wissen", schluchzte sie.

„Wo man glaubt verachten zu müssen, hält man sich für gewöhnlich fern, mein Kleines," tröstete Ruth von Alvensbrink und fügte ernst hinzu: „Aber, merken Sie sich das mal, ein Recht zu verachten hat man niemals."

Mit lautem Weinen sank das Köpfchen auf die Brust.

„Die Tränen werden Sie sich abgewöhnen müssen, Trautlieb. Das hemmt den freien Blick, den wir alle, in welcher Lage wir uns auch befinden, dringend notwendig haben. Versuchen Sie mal jetzt gleich ganz tapfer zu sein, mein Kleines." Lautlos rannen die Tränen weiter. Jedoch der Mund lächelte dabei. „Seitdem mein Andreas tot ist . . . hat mich noch keiner wieder mein Kleines genannt," stammelte sie endlich.

„Er — Ihr Andreas — war also sehr gut zu Ihnen. Sie werden mir jetzt von ihm erzählen, ja? Nicht, damit Ihnen Tränenbächlein noch reichlicher fließt, sondern damit Ihnen ein Lachen und Jubeln kommt, weil Sie einmal sehr glücklich sein durften. Glauben Sie mir, nicht jede Frau darf das mit Fug und Recht beim Rückwärtsschauen von sich sagen. Ich bin Aerztin und kenne viel Frauenjammer. Sie werden also in Zukunft tüchtig zu tun bekommen, um sich dafür würdig und dankbar zu erzeigen. Dankbar auch ihm . . ., der Sie glücklich gemacht hat."

„Aber — vielleicht wissen Sie doch noch nicht so ganz richtig mit mir Bescheid," ängstigte sich Trautlieb Krüger. „Herr von Kerst hat gewiß bloß ein bißchen angedeutet, daß ich . . ."

Hell brannte in ihrem jungen, mager gewordenen Gesicht die Scham auf.

„Ich weiß, daß Sie eine Geliebte waren, mein Kind. Einst haben sich unsere Mütter und Großmütter von solchen Dingen ängstlich ferngehalten. An den Dingen aber hängt der Mensch, ist oft von ihnen nicht zu trennen, nicht wahr? Also haben sie sich auch ferngehalten von den Menschen, denen dies geschah. Totschweigen erwirkt jedoch längst kein Vernichten. Heute greifen wir, die Nachkommen derselben Mütter und Großmütter, freudig zu, wenn so eine Geliebte durch irgendeinen Schicksalsschlag verlassen dasteht. Was geht uns, die wir helfen wollen, der Auftakt und die bis dahin gespielte Melodie an? Wollen wir Richter, Henker oder Helfer sein? Zum Richten taugt keines von uns. Henkerdienste aber besudeln die scheinbar saubersten Hände, den fleckenlosesten Rock. — Zum Strafen ist unser Gott da. Uns bleibt einzig das Stützen und Wiederaufrichten übrig. — Sehr genug! — Die Geliebte von einem geliebten Manne gewesen zu sein, den der Tod allzu früh weggerissen hat, bringt auch Witwenschaft. Wohlverstanden nicht in allen Fällen. In dem aber, wo die Liebe rein und aufrichtig war, wo sich hinterher die Betreffende niemals an einen anderen weggeben könnte — ganz gewiß! Und nun haben Sie mir vielleicht doch noch mancherlei zu sagen, Trautlieb!"

Und Trautlieb Krügers Zunge wurde gelöst.

„Zuerst möchte ich erzählen, wie wir uns kennengelernt haben. Ich war gerade siebzehn geworden. Mein Vater — Meister in einer Buchbinderei — starb an meinem zweiten Geburtstage. Mutter hatte eine schwache Lunge. Was dafür gut ist, wissen Sie ja am besten, Fräulein Doktor. Aber wir hatten für die allernötigsten Dinge nicht mal Geld. Kaum, daß wir uns alles, was es damals auf Karte[illegible] gab, abholen konnten. Solange die Mutter sich aufrech[illegible]halten konnte, hat sie bei besseren Leuten im Haushalt geholfen. Plötzlich ging's aber nicht mehr. Sie wurde immer schwächer. Da schickte sie mich eines Tages als ihren Ersatz. So kam ich auch zu Frau Rentier Plümke. Bei der wohnte eine große Sängerin und Andreas Triffsberg. Die große Sängerin schalt beständig mit mir. Ich war ihr zu ungeschickt im Lügen. Aber der Andreas . . . der Herr Triffsberg, wollte ich sagen . . . der erkundigte sich allemal nach meiner Mutter. Und besuchte sie auch. Zuerst kam er wöchentlich nur einmal. An jedem Mittwoch pünktlich um sieben Uhr abends. Bald guckte er täglich ran und brachte ihr gute und kräftigende Sachen mit. Und immer war auch ein Blümchen dabei. Und darüber haben wir uns halb tot gefreut. Wenn er weg war, hat meine Mutter jedesmal aus Dankbarkeit über seine Güte weinen müssen. „Trautlieb, wir müssen ihn sehr, sehr lieb haben," hat sie mir eingeschärft, „denn er ist über alle Maßen gut." — Eines Tages — ich kam gerade todunglücklich heim — denn die große Sängerin mochte mich nicht länger haben — lag die Mutter tot und kalt im Bett. Sagen konnte sie mir nun nichts mehr. Aber aufgeschrieben hatte sie noch ein paar Worte: „Sei immer gut zu Herrn Triffsberg." — Am selben Abend kam noch der Gerichtsvollzieher. Der Hauswirt, der noch nichts von Mutters Tod wußte, schickte ihn wegen der rückständigen Miete. Ich hatte kein Geld zum Totenhemd und Sarg. — Da kam Herr Triffsberg und brachte die herrlichsten Blumen für die Mutter. Viel schönere als sonst. — Nun kam alles schnell in Ordnung. Und dann nahm mich der Andreas zu sich."

Ruth von Alvensbrink hatte die kleinen, bebenden Hände der Verstummten in die ihren gebettet. Darin zuckten sie nun wie ein flatterndes Vöglein.

„Aber wie konnte es nur geschehen, kleine Trautlieb, daß Sie so schnell, nachdem er Ihnen genommen wurde, äußerlich wieder ins Unglück gerieten? Ich meine, Sie hatten doch gewiß von ihm in den ganzen Jahren schöne Kleider und Schuhe zum Geschenk erhalten."

„O ja, es machte ihm viel mehr Freude wie mir. Schmucksachen trug ich nur ungern. Nicht wahr, eine kostbare Brosche oder eine teure Kette zu verlieren, muß doch ärgerlich sein."

„Sie werden fühlen, daß mich nicht müßige Neugier treibt, wenn ich weiter frage, kleine Trautlieb. Wo ist denn all das Gute an Kleidung und Sonstigem hingekommen?"

„Ach so. Ja, richtig, das muß auch sonderbar erscheinen. Es kamen ja aber nach seinem Tode soviel unbezahlte Rechnungen, die fast alle mit seiner Erfindung zusammenhingen. Und bares Geld war nicht da. — Zuerst habe ich von dem Erlös meines feinen Seal-Pelzes sein Begräbnis bezahlt. Was ich dann noch aus den guten Kelidern und einer Brillantbrosche herausschlug, reichte — Gott sei Dank — gerade zur Begleichung der Rechnungen. Hinterher kam noch eine über fünfzig Mark. Da gab ich mein letztes anständiges Kleid und einen Spitzenschal hin. Denn das war ich ihm doch schuldig."

„War denn niemand da, der Ihnen auf andere Art hätte beistehen können? Ein so guter Mensch wird doch auch zum mindestens einen männlichen Freund besessen haben."

Trautlieb nickte eifrig.

„Doch . . . Herr Friedrich Laßberg war sein Freund! Den hätten Sie nur kennen sollen. Er war fast so edel und gut wie mein Andreas. Der hatte für ihn — d. h. zur Ausbeutung seiner großen Erfindung — mit einer hohen Summe gutgesagt. — Als mein Andreas begraben war, ist sie auch richtig an den Geldgeber bezahlt worden. Herr Laßberg ist aber auch gleich nach Andreas gestorben. Nicht hier. Er war gerade auf einer Reise. Unterwegs ist es dann geschehen.

Und heute morgen am [illegible], als ich dem Herrn von Kerst — dem Herrn Baron, wollte ich sagen ... in die guten Augen sah, da bin ich beinahe ohnmächtig vor Schreck und Freude geworden ... weil ich gedacht habe, das ist ja Friedrich Laßberg und er lebt doch. — Und dann ist er's doch nicht gewesen. Aber zu ihm — hierher — gekommen bin ich doch und sein Geld hab' ich auch bloß deswegen annehmen können, weil ich immer weiter habe denken müssen ... und es ist doch Herr Laßberg ... unser guter, einziger Herr Laßberg."

Da war es schon wieder. Heute zum zweiten Male. — Dies Verwechseln! Lächerlich und dennoch qualvoll!

Und sie nickte dem Mädchen zu.

„Jetzt wollen wir Herrn von Kerst hereinbitten, ja? Und nachher begleiten Sie mich. Einstweilen werden Sie im Hause meines Stiefvaters, in dem auch ich wohne, Unterkunft finden."

Und sie stand auf und pochte kräftig an die Tür, hinter welcher Jürgen von Kerst ungeduldig auf diesen Ruf wartete.

9.

Wiesbaden war in diesem Jahr endlich wieder unvergleichlich schön! Taunus und Westerwald leuchteten wie ein Symbol deutscher Erhebung über deutschen Strömen. Befreiung atmete aus der Ferne herüber. Das exotische Bild der schweren, vergangenen Jahre war ausgelöscht. In den Hauptverkehrsgegenden der Stadt — der Wilhelms-, Rhein- und Taunusstraße — roch es nicht mehr aufdringlich nach französischen Parfüms. Auf dem Marktplatz flanierten keine eifrig schwatzenden, erwartungsvoll gestimmten Kokotten auf und nieder. Der biedere Gutsbesitzer aus Hinterpommern — der poltrige Rentner aus München — der tüchtige Versicherungsagent aus Berlin, sämtlich geeint durch die nämlichen gichtigen oder rheumatischen Beschwerden, tranken wieder, heimlich und wichtig, den ihnen streng vom Arzt verbotenen kleinen Schoppen. In den Kuranlagen gab es neben mondänen Erscheinungen eine Anzahl unauffällig angezogener Frauen mit blondem, reichem Haar hochgerecktem Wuchs und blauen, ehrlichen Augen, die nicht nach Beute fischten.

Das zwar stolze aber doch unsagbar wehmütige Bild kriegsverletzter Soldaten gehörte bereits einer Vergangenheit an, von deren Tragik hier nur noch die stillen, blauen Frauenaugen erzählten.

Die Befreiung der Stadt von der feindlichen Besetzung jedoch war — mit ihren sich täglich aufs [illegible] wiederholt habenden Kämpfen — für die noch nicht ausgeheilten deutschen Seelen, vorläufig nicht genug Vergangenheit geworden, um schon befriedigt davon zu reden.

Jetzt erging sich die männliche Einwohnerschaft der Stadt besonders gern und auffallend bedächtig auf den Bürgersteigen, von denen sie durch keinen Franzosen bei einer zufälligen Begegnung auf den Fahrdamm herabgejagt werden konnten.

Mißtrauen und Armut, Verbitterung und Neid gab es natürlich auch jetzt noch hier, wie überall im deutschen Land! Und dennoch fühlte ein jeder, daß es wieder Frühling geworden sei über einer deutschen Stadt! — Vielleicht war Anita Krumbholz während der ersten Tage ihres Aufenthaltes in Wiesbaden die einzig Enttäuschte inmitten allen Blühens. Obwohl diese unvergleichlich schönen Tage von frischem Ostwind belebt, nicht die erstickende Glut anderer Jahre in das Tal trugen.

Als sie [illegible] mit der damals schon schwer gichtigen Mutter hier war, hatte sie sich sofort himmlisch vergnügt. Das gleiche auch nach diesen ersten Tagen zu behaupten, wäre grobe Unwahrheit gewesen. Sie langweilte sich geradezu sträflich. Und das lag bestimmt nicht an ihr. Die Enttäuschung, die sie durch den spanischen Grafen erlitten, und — als deren unmittelbare Gefolgschaft — die Vorsätze, sich nunmehr streng als verlobt zu betrachten, bestanden nur für kurze Zeit. Schon der erste Morgen am Kochbrunnen fegte sie von dannen ... und zwar in dem Augenblick, als ein sehr elegant wirkender Kurgast ihr seine Aufmerksamkeit zuwandte, und zwar in so auffallender Weise, daß Frau Adelheid Krumbholz, die sehr blaß und abgespannt durch die Bäder schien, bei dieser Feststellung zwei rote Fieberflecke auf den Wangen erglühten.

Am Nachmittag des zweiten Tages hatten sie sich bereits zum Tennis verabredet.

„Du wirst auf keinen Fall gehen," regte sich Frau Krumbholz auf, als sie die Tochter nach dem Mittagessen mit einem neuen Schläger sah. „Der Geheimrat verlangt, daß du in diesem ganzen Jahr überhaupt nicht Sport treibst."

Anita lachte sorglos auf. Seitdem sie Berlin verlassen hatte, sah sie alle Dinge wieder im rosigsten Licht.

„Schreibe doch mal schnell eine Ansichtskarte an die Töchter des Geheimrats, was die dazu sagen."

Frau Krumbholz hatte sich seit der spanischen Enttäuschung mit einer gewissen Härte gegen die Tochter gewappnet.

„Ich fühle mich gar nicht zu solchen und ähnlichen Scherzen aufgelegt," verwies sie matt, „bedenke, was dir erst kürzlich passiert ist!"

„Nun ... das ist dir doch eigentlich genau so passiert — du warst doch nach der Enttäuschung völlig kaputt."

„Jedenfalls, geschähe dir in einem neuen — sagen wir getrost in diesem neuen Fall — Aehnliches, mein Kind, und Kerst erführe davon, nun, dann hast du auch ihn verloren."

„Er würde aller Wahrscheinlichkeit nach doch erst etwas erfahren, wenn die Geschichte ernst geworden wäre."

„Ein Wahnsinn, daran schon jetzt, nach kaum drei miteinander vertändelten Stunden auch nur zu denken."

„Bitte, wer hat daran gedacht? Ich etwa? Beileibe nicht. Du allein. Und weshalb? Sei ehrlich, Muschi, er hat dir maßlos imponiert! Weil du ihn im eigenen Auto sahst, umgeben von einem Nimbus an Reichtum und Zurückhaltung. Freilich war er ohne Chauffeur. Aber den hat der Fürst Lippe XXV. ja auch nicht. Außerdem habe ich deutlich gehört, wie deine gräfliche Jugendfreundin dir zuflüsterte, sie wisse aus zuverlässigster Quelle, daß er ein Fürst Blitzmark, ledig, durchaus seriös, mit 50 000 Morgen Eigenbesitz ist, der sich hier partout eine, wenn auch vermögenslose, junge, schöne oder doch zu mindestens fesche Frau aussuchen will. Nun, Muschi, schau mich mal an! Schön ... nein. Aber fesch, was? Könnte eine andere wie ich diesem Gebilde von der Marbach auch nur einen ähnlichen Scharm verleihen? Jetzt mußt du auch lachen. Geh, Muschi, sei nicht pedantisch. Verdirb mir nichts. Sei sicher, vorsichtig bin ich jetzt geworden. Ich würde garnicht auf dein gräfliches Quellchen soviel geben, wenn mir nicht andere, sozusagen stumme Dinge, seine Feudalität verraten hätten. Denn er selbst nennt weder seinen Namen, noch plauscht er das Geringste aus seinem fürstlichen Leben aus. Will also völlig inkognito für die Dauer dieses Aufenthaltes bleiben. Verständlich, nicht? Aber sein Ring hat mir alles zuerst enthüllt. Den hat er vergessen abzuziehen. Achte morgen mal darauf! Ein kleiner Smaragd von unerhörter Größe und Schönheit, auf dem ein Wappen mit einer Fürstenkrone prangt. Zudem ... Muschichen, du weißt, sentimental war ich nie. Aber er hat eine Art ... Ich sage dir, so etwas von scheuem Jungentum habe ich bei einem Manne noch nie erlebt. Man könnte ihn poetisch, versonnen und völlig unmodern nennen. Na, überhaupt, wär's nicht tausendmal hübscher, auch für dich und deine jetzt entschieden brachliegenden gesellschaftlichen Talente, ich heiratete einen richtigen Fürsten. Denn Jürgen, das kannst du mir glauben, der mir nach wochenlangem, unverantwortlichem Schweigen solchen Brief schreiben konnte, ist eine unsichere Nummer."

„Deshalb warst du also so unausstehlich?"

„Siehst du, und du hast mich launenhaft gescholten."

„Warum hast du mir nicht sofort von Kersts Brief gesagt?"

„Weil ich dich nicht aufregen wollte. Nein, das ist nicht wahr. Weil ich noch nicht wußte, wie ich mich dazu stellen sollte."

„Hat er vielleicht etwas von dem spanischen Grafen erfahren, Anita?"

„Bewahre ... aber, stelle dir vor, während wir uns den Kopf über sein Verstummen und Wegbleiben zerbrachen, hat er in der Universitätsklinik krank gelegen. Deine Ruth, Muschi, hat ihn ganz besonders behandelt. Hundertmal hat sie sich Papas Mißbilligung über die letzte Rücksichtslosigkeit seines zukünftigen Eidams mit angehört. — Deine Seufzer, meine Resignation erbarmungslos empfunden ... und hat geschwiegen. Wie ich sie kenne, benennt sie das „charaktervoll". In Wahrheit ist's hinterlistig."

„Wir werden daheim oder auch schon hierher eine jeden Punkt genügend klärende Mitteilung erhalten, mein Kind."

„Siehst du, da hast du den Unterschied in der Beurteilung. Bei mir ist jede, auch die unschuldigste Heimlichkeit, ungehörig oder gar leichtsinnig. Bei Ruth sind die Notwendigkeiten zu dergleichen sozusagen legitimiert durch ihr blaues Blut."

„Ich wünsche endlich zu wissen, was dir Kerst geschrieben hat. Ruth, das sehe ich mehr und mehr ein, wurde selbst von mir, der Mutter, zuweilen mißverstanden."

Anita Krumbholz stampfte zornig mit dem Halbschuh aus seegrünem Lack auf.

„Dinge, Muschi, daß ich ernsthaft an seinem Verstand zweifeln muß. Denke dir, als eines von vielem ... er, der mich erst in den Sport eingeführt und mir dutzendmal erklärt hat, daß er nur eine sportfreudige Frau ertragen könne, verlangt, daß ich fortan jeden Sport aufgebe, wie er es auch unerschütterlich entschlossen sei. Natürlich wird ihm Ruth von meinem dummen Unfall erzählt haben. Der bietet ihm

eine willkommene Handhabe für seinen verrückten Einfall. Dann hat er sich der Arbeit verschrieben . . . und einzig ihr. Ich könnte mich halbtot lachen. Stelle dir vor . . . der Langschläfer und Flaneur . . . der aus Ritterlichkeit und Geckenhaftigkeit Zusammengesetzte . . .! Und ich müsse auch arbeiten lernen. Und zwar möglichst ungesäumt. Wie mag er sich das nur denken. Vorläufig begreife ich nichts als das, was auch dir klar werden muß: Kann ich mir hier einen Fürsten angeln, fasse ich zu. Und dann, wenn alles absolut sicher ist — aber auch nicht eher — kriegt Kerst den Laufpaß."

Frau Krumbholz begann leise aufzuweinen.

„Es ist eine furchtbare Verantwortung für eine Mutter, Anita!"

(Fortsetzung folgt.)

Der Brandstifter.

Von **Maria Sturm.**

Der Brandgeruch war nun in allen Teilen der Stadt zu spüren. Man scheute sich, die Fenster zu öffnen. Er kam in die Stuben, fraß sich an den Decken fest, legte sich auf die Lungen der Menschen und weckte die Angst.

Unten am Hafen, in den verwinkelten Gassen, hatte es angefangen. Mit dem uralten Gasthaus, der Sehenswürdigkeit der Altstadt. Die zusammenstürzenden jahrhundertealten Mauern begruben nie mehr zu ersetzendes Kulturgut unter sich.

Und am dritten Abend brannte eines der Beamtenhäuser in der Nähe des Friedhofes, fast schon außerhalb der Stadt. Die Umrisse der Grabkreuze und Monumente geisterten im Scheine des Feuers in die Nacht.

Da kroch das Entsetzen über die Stadt. Man fühlte Hilflosigkeit; denn wie auch Polizei und Einwohner zusammenarbeiteten, man fand den Brandstifter nicht. Jeden Abend sah man die Feuersäulen flammen. Menschen, die in entgegengesetzten Stadtteilen wohnten, standen Abend um Abend an einer anderen Brandstelle zusammen. Ueber allen lag ohnmächtige Wut. Was half es, die Fäuste zu schütteln gegen den Unbekannten, der ihnen Heim und Ruhe nahm. Abend um Abend trieb seine Tat sie zusammen.

Einer war unter ihnen, verwachsen und klein, aber tollkühn. Er sprang in die lodernden Flammen, suchte zu retten, was irgend möglich war. Entsetzlich klangen die Flüche, die er zu dem Unbekannten hinausschrie. Entsetzlich aber auch war die kleine Gestalt anzusehen, wenn sie, beladen mit einem Möbelstück, einem Bild, einer Kiste, funkenübersät aus dem brennenden Hause stürzte. Die Kinder, die immer wieder trotz aller Verbote, sich in die ersten Reihen der Umstehenden drängten, wichen dann mit irren Schreien in die Menge zurück.

Am elften Abend brannte ein Haus in der Nähe der alten Kirche. Die Nachbarhäuser waren in Gefahr. Die Feuerwehrleute konnten sich nicht mehr in das Gebäude wagen, das jeden Augenblick einzustürzen drohte. Der Verwachsene beschimpfte sie, warf ihnen Feigheit vor. Plötzlich sah man den kleinen Mann in den Flammen verschwinden. Zwei Feuerwehrleute versuchten, ihn zurückzuholen. Kaum hatten die ein paar Schritte getan, da brach die Vorderwand des Hauses ein, den Verwachsenen unter dem herabfallenden Gebälk begrabend.

An diesem Tage wurde die Angst vor dem Feuer verdrängt durch das Mitleid mit dem schrecklichen Tode des Verwachsenen. Denn es gab wenige in der Stadt, die ihn nicht kannten und um seines armen, mißgestalteten Leibes, seines roten Haares willen nicht irgendeinmal gehänselt hätten. Seit vielen Jahren nannte man ihn nie anders als den „Brandfuchs". Er hatte sich vergeblich dagegen gewehrt. Seine [illegible] wohlhabend gewesen, er das einzige Kind. Taschengeld, davon er Bonbons und Zigaretten für die Schulgenossen, seine ersten Peiniger, kaufte, stand ihm reichlich zur Verfügung. Später sah man ihn in allen Vereinen. Das Wort lief nur noch heimlich hinter ihm her; keiner der jungen Herren wollte es mit ihm, der ihnen in Geldverlegenheiten stets willig aushalf, verderben. Aber bannen konnte der Verwachsene das Wort nicht. Immer wieder sprang es ihn an, bald aus einem Winkel der mitternächtlichen Gasse, bald aus dem Getriebe belebter Straßen. Selbst die Spielplätze mied er, der die Kinder so liebte und gern dem Mühen ungeschickter Händchen, aus Sand Burgen und Städte zu bauen, zusah; denn auch hier kicherte das Wort plötzlich hinter einer vorgehaltenen Schaufel, hinter einem den kleinen Quäler verdeckenden Baume. — So war langsam das Böse in ihm gewachsen. Erst verschloß er sich davor, wollte es nicht aufkommen lassen. Aber immer wieder mußte er daran denken. Und die Tat reifte. Als er den ersten Brand angelegt und den Besitzer des Gasthofs, der ihm als Knabe das böse Wort zum ersten Male nachgerufen, jammernd und händeringend vor dem Feuer stehen sah, kam der Rausch über ihn.

„Brandfuchs", jubelte er heimlich. Die Flammen lockten wie Gefährten.

„Brandfuchs", schluchzte er und sprang schnell zwischen den Jammernden und den Feuerwehrleuten hindurch in das Haus, sog wollüstig den ätzenden Rauch ein und schleppte dann, mit maßloser Energie die Schwäche seines armen, kleinen Körpers überwindend, eine Truhe heraus. An zehn Abenden tat er so; beim letzten Brande aber traf ihn sein Schicksal.

Und nun ereignete sich, was die Menschen schon nicht mehr zu hoffen gewagt; die Brände hörten auf. Einige Zeit später fanden Verwandte bei Sichtung der Hinterlassenschaft des Verwachsenen zwischen Büchern versteckt ein in Leder gebundenes Schreibheft, darin alle Brände aufgezeichnet waren. Weiterhin fand man genaue Angaben über die verbrauchten Mengen an Spiritus, Benzin und Zündschnüren für jede einzelne Brandlegung.

Als dies bekannt wurde, entflammte von neuem die Wut gegen den Brandstifter, doch den Toten konnte niemand zur Rechenschaft ziehen.

Ferienzeit — wie schnell vorbei . . .

Die Koffer sind ausgepackt, die Badeanzüge seufzend fortgelegt, die netten weißen Rollstrümpfchen, die uns in diesem Sommer so angenehm an Kindheit und Vergnügtsein erinnerten, ausgezogen. Es ist gar nicht daran zu denken, daß man als erwachsener Mensch Tamburinspiel zu seinem Lieblingssport auch weiterhin erheben kann, ohne in den Verdacht der Verrücktheit zu kommen.

Man geht wieder vollkommen angezogen herum, trägt wieder Kragen und Schlips, Lederschuhe und einen richtigen Hut. Es ist gar nicht zu glauben, daß man noch wenige Tage vorher als Halbwilder ein angenehmes, von keiner Verantwortung beschwertes Leben geführt hat. Man ist wieder ein zivilisierter Mensch mit Pflichten, viel Pflichten sogar, und mit sehr wenig Rechten, außer denen, seinen Haushalt wieder führen zu dürfen und vielleicht in den Beruf zu gehen.

Die ersten Tage sind eine schlimme Plage. Man ist so aus dem Geleise geraten, die Arbeit erscheint einem unüberwindlich, die Tage des Nichtstuns haben uns zwar recht gesund, aber auch sehr träge gemacht.

Mißmutig schlendert man durch seine Wohnung. Man registriert die noch zu tuende Arbeit und findet, daß sie immer noch bis morgen Zeit hat. Die Wäsche türmt sich zu Bergen und schreit nach Ausbesserung, alle Strümpfe sind ungestopft, die Wohnung wartet auf die Herbstreinigung, und außerdem sieht die Kasse dank der starken Inanspruchnahme durch die Sommerreise sehr, sehr mager aus. Außerdem fängt es an zu regnen.

Ach, denkt man, wie gut, daß man abgefahren ist und nicht mehr in der Holzbaracke auf dem Lande hockt! Wie verloren ist man an solchen Regentagen ohne das bequeme Heim, ohne Handarbeit, ohne Bücher, ohne den angenehmen Sessel, der zum Träumen und Schlafen lockt.

Ein ganz klein wenig kann man sich wohl in den Sessel setzen, ohne daß gleich die Arbeit über den Kopf wächst, sie soll ja ohnehin erst morgen getan werden. Und indem man aufseufzend in den Sessel sinkt, greift die Hand nach dem Buch, das noch halbgelesen auf dem Tisch liegt. Die Blumen am Fenster richten sich im Regen langsam auf, die Luft ist frisch und aromatisch, fast so schön wie in der Sommerfrische. Sehr zufrieden liest man einige Seiten, und immer wieder fällt einem der verlassene Ferienort ein, der nun schon ganz für den Winter zurechtgemacht worden ist, wo nur noch dürre Blätter fallen und verlassene Logierhäuser stehen, durch deren herabgelassene Jalousien der Herbstwind pfeift.

Jetzt also kommt der Winter. Der Ofen wird sehr schön warm sein, die Blumen am Fenster werden blühen, und die

Arbeiten für Weihnachten rücken in eine bedenkliche Nähe. Eine große Decke wird man sticken mit vielen Rosen. Oder einen Schal häkeln für den nächsten Sommer, für die nächste Sommerfrische. Oder einen Jumper stricken zum Schlittschuhlauf. Ach ja, Schlittenbahn mit viel Schnee, Weihnachten mit Gänsebraten, Silvester mit Karpfen und Pfannkuchen; ehe man sich's versieht, ist es wieder Sommer; es geht ja so sehr schnell herum, das Jahr, teils leider, teils Gott sei Dank.

Eigentlich ist es gar nicht so schlimm, wieder zu Hause zu sein. Es ist zwar alles sehr eng in den vier Wänden, das Feld und die See und der Wald fehlt uns, aber die Enge ist traulich, anheimelnd und warm; wie gut ist es, ein Heim zu haben, einen Unterschlupf für den Winter!

Sehr viele Bücher wird man lesen, viel mehr, als man je gelesen hat; man merkt richtig, wie ausgehungert man sommerüber auf Lesen geworden ist. Eine Lampe am Ofen, eine Katze, die schnurrt, Bratäpfel in der Röhre, und wir können das zwanzigste Jahrhundert getrost vergessen und mit Wilhelm Raabe, mit Goethe oder mit Walther von der Vogelweide in anderen Jahrhunderten spazierengehen.

Die Strümpfe werden trotzdem alle gestopft werden, und die neu reingemachte Wohnung wird angenehm duften und blitzen, die Kinder werden ihre Spiele alle zu Hause spielen und sehr viel Krach, aber auch sehr viel Freude machen. Es wird urgemütlich sein, auch wenn die Ferien vorbei sind. Nein, gerade darum; denn nun hat man endlich Zeit, sich auf sich selbst zu besinnen. M. K.

Die Spartaner Indiens.

Von Himansu Rai.

Weitaus die größere Hälfte aller Aufnahmen für den neuen großen Indienfilm der British Instructional Ltd. der Ufa „Schicksalswürfel" wurde in und in der Umgebung von Waipur hergestellt, der Hauptstadt des Staates Mewar. Es ist dies ohne Zweifel der bedeutendste aller Staaten des nordindischen Rajputana. Der Herrscher dieses Reiches wird nicht, wie die übrigen indischen Fürsten, mit Maharadscha betitelt, sondern mit Maharana, ein Titel, der in ganz Indien, vom Fürsten wie vom Volk mit größter Verehrung ausgesprochen wird. Der Herrscher von Waipur ist der einzige, der diesen Titel, dessen Uebersetzung etwa „Der größte der Krieger" lautet, führen darf.

Noch heute sammeln sich viele Tausende von Untertanen auf der Straße, wenn der Maharana seinen Palast verläßt, und rufen ihm als Begrüßung zu: „Wann marschieren wir nach Dehli?" und seine durch Tradition geheiligte Antwort lautet jedesmal: „Morgen!" Ob die Zeit einmal kommen wird, daß die Mewarier dieses „Morgen" zur Wahrheit machen werden? — — Trotz der englischen Herrschaft hat sich der kriegerische Sinn der Bevölkerung nicht gewandelt. Niemals sieht man einen Mewari ohne Schwert auf der Straße, und bis zum heutigen Tage bekommen die Mitglieder der Herrscherfamilie ihr Essen auf Bananenblättern gereicht, die über goldene Schüsseln gebreitet werden. Dieser Brauch soll an die schweren Zeiten im grauen Altertum erinnern, als die Mongolen die damalige Hauptstadt von Mewar, Chittore, eroberten und die Herrscherfamilie sich in den Urwäldern verbergen mußte, bis sie Thron und Land von den Usurpatoren zurückerobern konnte. Im Gegensatz zu den Städten wie Kalkutta, Bombay und Madras, die alle Tradition verloren haben, zeigt Waipur immer noch ein starkes nationales Gepräge, wenn auch das Neue und der Fortschritt keineswegs vor den Toren der Stadt haltgemacht haben. Wenn man durch die Basare der Stadt geht, so findet man neben den modernsten Erzeugnissen europäischer Körperkultur die köstlichsten Kunstwerke der uralten Kultur des Landes zum Kauf ausliegen. Während der Aufnahmezeit unseres neuen Films „Schicksalswürfel" wohnten wir in einem ganz modernen Hotel mit elektrischer Beleuchtung, fließendem Wasser — das uns übrigens für unsere Photographien ausgezeichnet zustatten kam — und allem Komfort. Und doch fanden wir in Waipur ein Traumland ältester Tradition mit herrlichen Palästen und Tempeln, Seen und malerischen Bergen, kurz den idealsten Hintergrund für unseren Film vom Triumph der Liebe über alles Böse. Nie werden wir die Wochen der zum Vergnügen gewordenen Arbeit bei den Spartanern Indiens vergessen



Aus Indiens Zauberreich. Szenenbild aus dem indischen Großfilm der Ufa „Schicksalswürfel". (Phot. Ufa.)

Aus aller Welt.

Schlagfertig. So mancher berühmte Mann hat seine Karriere nur einer klugen Antwort zu verdanken, die er im richtigen Augenblick gegeben hat. Einer von Napoleons Veteranen, der den Kaiser um viele Jahre überlebte, erzählte oftmals, wie er einst bei einer Truppenparade den Dreispitz des Kaisers vom Boden aufhob, als der Monarch ihn arglos zu Boden fallen ließ. Dieser gewahrte nicht, daß ein gemeiner Soldat es sei, der ihm die Kopfbedeckung reichte, und sprach achtlos: „Ich danke Ihnen, Kapitän!" — „In welchem Regiment, Sire?" fragte sofort der witzige Soldat. Napoleon, seinen Irrtum bemerkend, antwortete lächelnd: „In meiner Garde, denn ich sehe, Sie sind rasch gefaßt." Der neuernannte Offizier erhielt schon am folgenden Tage sein Dekret. — Eine ähnliche Geschichte erzählt man sich von dem Marschall Suwaroff, der aus den Händen eines russischen Unteroffiziers, der sich wiederholt ausgezeichnet hatte, eine Depesche entgegennahm, sich jedoch bemühte, den Ueberbringer aus der Fassung zu bringen. „Wie viele Fische gibt es in der Donau?" fragte Suwaroff. „Alle diejenigen, welche bis heute noch nicht geangelt wurden!" — „Wie weit ist es bis zum Monde?" — „Zwei der forcierten Marschrouten weit, welche Exzellenz so häufig anzuordnen belieben!" — „Was würden Sie tun, wenn Sie sehen würden, daß Ihre Soldaten in der Schlacht zurückweichen?" — „Ich würde ihnen sagen, daß hinter der feindlichen Angriffslinie ein mit Branntweinfässern beladener Wagen sich befände!" — Auf allen Punkten zurückgewiesen, rief der Marschall endlich: „Welcher Unterschied ist zwischen Ihrem Oberst und mir?" — „Mein Oberst kann niemand zum Leutnant ernennen, Exzellenz brauchen aber nur ein Wort auszusprechen, und —" — „Ich spreche es hiermit aus — Sie werden einen tüchtigen Offizier abgeben!"

Bestrafte Geschwätzigkeit der Höflinge. Der russische Kaiser Peter der Große erhielt einmal von seinem Vertrauten die Nachricht, daß unter den Großen des Hofes das Gerücht ginge, der Kaiser esse mit Vorliebe Talglichter. Für dieses Geschwätz beschloß Peter sich zu rächen. Bei der nächsten Hoftafel kam eine große verdeckte Schüssel. „Greifen Sie zu, meine Herren, nun kommt die Lieblingsspeise", rief der Zar und nahm sich aus der Schüssel — ein Talglicht. Die Höflinge mußten ihm gleichtun, ohne eine Miene zu verziehen, und alle warteten dann, wie es das Zeremoniell verlangt, bis der Kaiser zu essen anfing. Der biß auch ganz munter in sein Talglicht, und seine Gesellschaft verzehrte die Delikatesse schlingend und kauend bis aufs Stümpfchen. Niemand aber wurde gewahr, daß der Zar nur ein vom Zuckerbäcker künstlich verfertigtes Talglicht vor sich hatte und aufaß.

Keiner blieb hungrig. Als in dem kleinen Staate Württemberg im Jahre 1511 der Herzog Ulrich seine Hochzeit mit Sabina von Bayern feierte, sollen ungefähr 7000 Fremde in Stuttgart anwesend gewesen sein. Zu ihrer Bewirtung wurden 136 Ochsen und 1800 Kälber geschlachtet und 6000 Scheffel Getreide verbacken. Tag und Nacht floß aus zwei Brunnenröhren weißer und roter Wein.

Fröhliche Ecke.

Ein guter Rechner. Wahres Geschichtchen aus einer Berliner Schule. Lehrer: „Ein Rennfahrer fährt auf seinem Motorrad von München nach Frankfurt in der Stunde achtzig Kilometer. Ein zweiter fährt eine halbe Stunde später ab, fährt aber in der Stunde hundert Kilometer. Die Strecke München—Frankfurt beträgt vierhundertacht Kilometer: Wo treffen sich die beiden?" — Schüler: „Im Wirtshaus."

Verwandlung. „Ich denke, du bist verreist?"
„Betreffende Reise hat sich in eine Geldstrafe umgewandelt."